Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher

Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft

Band: 101 (1973)

Artikel: Ein Leben für soziale Gerechtigkeit : aus der Biographie des "Weberpfarrers" Howard Eugster-Züst (1861-1932)

Autor: Specker, Louis

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-283305

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Leben für soziale Gerechtigkeit

Aus der Biographie des «Weberpfarrers» Howard Eugster-Züst
(1861—1932)

von Dr. Louis Specker, Rorschach

Was würde aus uns, wenn wir uns nicht auf die Hoffnung stemmten, und unser Sinn auf den durch Gottes Wort und Geist erleuchteten Wege mitten durch die Finsternis hindurch über diese Welt hinauseilte? (Calvin)

In zunehmendem Masse begnügt sich die moderne Geschichtsforschung nicht mehr mit der Beschreibung von Leben und Werk jener Staatsmänner und Feldherren, die auf den Gang der spektakulären Ereignisse von weitreichendem Einfluss gewesen sind, sondern wendet ihre Aufmerksamkeit vermehrt dem Schicksal des anonymen Volkes zu. Beim Versuch, das Volksleben vergangener Zeiten zu erhellen, treten Männer- und Frauengestalten ins Rampenlicht der historischen Szene, die so gar nicht ins traditionelle Bild, das man sich gemeinhin von den sogenannten Grossen der Geschichte macht, passen wollen. Weil ihre Persönlichkeit sich in der Sorge um die Belange der vielfach verachteten Masse, auf deren Buckel ja die «Heldentaten» ausgetragen wurden und werden, entwickelte und sie ihre ganze schöpferische Kraft im Dienst am geplagten Volk verbrauchten, hat man oft kaum von ihrer Existenz Kenntnis genommen oder sie nur zu bald wieder vergessen. Zu diesen Persönlichkeiten, die aus Mitleid und Ehrfurcht die eigenen Interessen vernachlässigten und die Nöte der anderen zu den ihrigen machten, gehört der Appenzeller «Weberpfarrer» Howard Eugster-Züst. Seine sozialen Leistungen, die weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus von segensreichem Einfluss gewesen sind, verdienen unsere uneingeschränkte Hochachtung. Wenn wir nun im folgenden versuchen, sein Lebenswerk gebührend zu würdigen, so ist ein kurzer Blick auf die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Appenzellerland des 19. Jahrhunderts wohl von Nutzen.

I. Herkunft und wirtschaftlicher Stand der Appenzeller Heimweberei

Die Alemannen, die im Laufe des 8. Jahrhunderts ins Gebiet des heutigen Appenzellerlandes vorstiessen, fanden dort für ihre bäuerliche Wirtschaft nicht die besten Bedingungen vor. Das hügelige Gelände und das rauhe Klima erlauben lediglich Vieh- und Gras-

wirtschaft, aber keinen nennenswerten Ackerbau. Deshalb sahen sich die Bewohner des Gebietes vor dem Säntis schon frühzeitig genötigt, nach weiteren Arbeitsmöglichkeiten Ausschau zu halten. Während des ganzen Mittelalters spielte die von St. Galler Mönchen eingeführte Leinwandweberei eine bedeutende Rolle, und im Laufe des 15. Jahrhunderts wurde das Appenzellerland zum wichtigsten Produktionsgebiet für den Leinwandhandelsplatz St. Gallen. Die Appenzeller waren es aber bald müde, nur für die grossen Gewinne landesfremder Kaufleute zu arbeiten, und bauten sich im 17. Jahrhundert einen eigenen Leinwandhandel auf. Für rund 200 Jahre blühte einigen appenzellischen Kaufmannsfamilien der fetteste Weizen, und auch in breiten Schichten der Bevölkerung soll sich — wie Chronisten zu berichten wissen — ein gewisser Wohlstand ausgebreitet haben. Das änderte sich auch nicht, als 1753 die Leinwand von der Baumwolle verdrängt wurde, jedenfalls wuchs die Anzahl der Seelen in Appenzell Ausserrhoden von den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts bis zum Beginn des zwanzigsten um rund 20 000. Überall in den kleinen sonnengebräunten Häusern ertönte das Klappern des Webstuhles.

Die Abhängigkeit der appenzellischen Textilhausindustrie vom Welthandel brachte es indessen mit sich, dass sie immer wieder von harten Krisen betroffen wurde, der Wohlstand stand auf wackeligen Füssen. Drei Ursachen insbesondere verhinderten seine Stabilisierung:

1. Der immer rascher wechselnde Modegeschmack, 2. politische und kriegerische Ereignisse, 3. die zunehmende Mechanisierung in der Herstellung von Textilien.

So kam es immer wieder vor, dass Weberfamilien von einem Tag auf den anderen ihre Existenzgrundlagen verloren und ins brutalste Elend stürzten. Rettung aus grosser Not brachte 1823 die Erfindung des Plattstichwebstuhls, der es möglich machte, Web- und Stickvorgang mit demselben Werkzeug auszuführen. Weil in absehbarer Zeit die Plattstichweberei nicht im grossen Stil mechanisiert werden konnte, brauchte sie keine Konkurrenz zu fürchten, und so erhoffte man sich für lange Zeit eine ununterbrochene Prosperität. Aber bereits nach rund 30 Jahren guten Absatzes tauchten Schwierigkeiten auf. Die Plattstichweberei erwies sich als zuwenig flexibel und vermochte dem abrupt wechselnden Modegeschmack bald nicht mehr zu folgen; ihre Artikel verloren an Attraktion. Was sich zunächst als Vorteil angeboten hatte — die engen Grenzen der technischen Weiterentwicklung — entpuppte sich nun als Nachteil. So verlor die Plattstichweberei den Konkurrenzkampf gegen die Stickerei, deren Produkte in aller Welt grossen Anklang fanden. Während die alte Baumwollweberei langsam auf eine absteigende Linie geriet,

begann die Stickerei ihren Siegeszug in der Ostschweiz. Ihr, die kalifornische Goldfelder versprach, strömte nun alles zu.

Diese Entwicklung zog einen Grossteil der Familien des appenzellischen Mittel- und Hinterlandes, die durch ihre Arbeit am Webstuhl den Lebensunterhalt bestreiten mussten, in Mitleidenschaft. Auch diejenigen Weber, die noch in der glücklichen Lage waren, eine kleine Landwirtschaft zu besitzen, gerieten in grosse Not. Abgesehen von den erwähnten ungünstigen Boden- und Klimaverhältnissen waren grossartige Erträge schon deshalb nicht zu erwirtschaften, weil man damals auf dem Appenzeller Bauernhof nach veralteten und unrationellen Methoden arbeitete. Trotz der täglichen Arbeitszeit von acht bis vierzehn Stunden konnten es die Weber auf keinen grünen Zweig bringen, ihre Löhne gestatteten kein «Sparen in der Zeit», vielmehr hiess es, in der Zeit sparen und in der Not doch nichts haben. Traten Krankheiten oder Arbeitslosigkeit auf, so standen die Leute direkt vor dem Armenhaus. In den Jahren 1895 bis 1899 berechnete eine Weberehepaar sein Einkommen sorgfältig und kam auf einen durchschnittlichen Tageslohn von Fr. 2.78 für den Mann und Fr. 1.50 für die Frau. Noch 1902 mussten viele Weber mit 25 Rappen pro Essen auskommen. Es bedarf keiner Erläuterung: Auch für die damaligen Verhältnisse ein Lohn, der weder zum Sterben noch zum Leben reichte. Es ist nicht verwunderlich, dass angesichts solcher Verhältnisse die Kinderarbeit ein weitverbreitetes Übel war. Viel zu früh, noch kaum dem Kleinkinderalter entwachsen, wurden Knaben und Mädchen zur Mitarbeit gezwungen. Die Familie konnte auf die schwächsten Arbeitskräfte nicht verzichten, wenn sie auch nur die elementarsten Lebensbedürfnisse befriedigen wollte. Tag für Tag bestand die Speisekarte aus denselben unzureichenden Lebensmitteln: Kaffee, Brot und Kartoffeln. Das «Kaffeesatzgeschlecht» wurde zu einem traurigen Begriff. Seelisch-geistige Verkümmerung und körperliche Degeneration verdammten schliesslich Generationen von Webern zu einem vegetierenden Dasein in der hintersten Lebensecke. Kein Schweizer Kanton wies bei den sanitarischen Rekrutenuntersuchungen eine so traurige Bilanz auf wie Ausserrhoden; der gesundheitliche Niedergang des Appenzellervolkes war so augenfällig, dass sich auch die «Schweizerische Naturforschende Gesellschaft» anlässlich einer Sitzung in Trogen damit beschäftigte. Im Protokoll der Hauptversammlung von 1857 findet sich die Bemerkung: «Man erkannte, dass der allzulange Aufenthalt in feuchten Webkellern und das Arbeiten in vorgebeugter Haltung einer gesunden körperlichen Entwicklung entgegenstehen». Wen wundert's, dass sich immer mehr jüngere Leute von der Weberei abwandten, um sich anderwärts nach einer leichteren und einträglicheren Arbeit umzusehen. Allmählich

wurde das Weben zu einer ausschliesslichen Beschäftigung von Alten, Gebrechlichen und Kindern, was das Niveau der Produktion noch weiter hinabdrückte. Dadurch verringerte sich die Erwartung, eines Tages bessere Löhne zu erlangen, von Jahr zu Jahr. In der «Appenzeller-Zeitung» vom 1. Oktober 1870 stellt ein Weber fest: «Mehr als um politische Angelegenheiten ... kümmert man sich bei uns derzeit in den Kreisen, die von der Hände Arbeit zu leben angewiesen sind, um die Frage: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?»

II. Die Weber wehren sich gegen das Elend

Bisher hatten sich die Weber in stiller Resignation mit ihrem Schicksal abgefunden, als im Jahrzehnt zwischen 1860 und 1870 plötzlich eine merkwürdige Unruhe unter der ostschweizerischen Arbeiterschaft um sich zu greifen begann. «Es ist etwas in der Luft, wie wenn's bräselet», stellte die «Appenzeller-Zeitung» verwundert fest. Um jene Zeit brach der Geist des modernen Kapitalismus in die Gefilde der noch weitgehend patriarchalisch organisierten Heimindustrie der Ostschweiz ein und rüttelte unerbittlich an den alten gesellschaftlichen Strukturen. Beunruhigt mussten die Fabrikanten zur Kenntnis nehmen, dass die Unzufriedenheit der Weber und Arbeiter aggressive Züge anzunehmen begann, langsam zerbröckelte jener Friede, der bislang das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ausgezeichnet hatte.

Was bedeutet in unserem Falle «Einbruch des kapitalistischen Geistes»? Die zunehmende Mechanisierung und Verbreitung der *Fabrik*textilindustrie unterwarf auch gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts die Heimarbeit einer harten Konkurrenz und zwang sie unter jenen erbarmungslosen Geschäftsrationalismus, der ein konstituierendes Element des Kapitalismus darstellt. Im Sog des Kapitalismus kam es zu einer tiefgreifenden Veränderung im Verhältnis zwischen Webern und Fabrikanten, welches bisher patriarchalische Verhaltensmuster geregelt hatten. Mit der Position der bildungsmässigen und materiellen Überlegenheit der Arbeitgeber verband sich für diese die ungeschriebene Verpflichtung, ihre Untergebenen gerecht zu behandeln und anständig zu entlöhnen. Aber es war eben kein Vollzug der Menschlichkeit zwischen gleichberechtigten Partnern, sondern der Abstand zwischen oben und unten blieb unangetastet. Daher findet sich bei den nicht selten pietistisch gesinnten Appenzeller Fabrikanten jene herablassende Form der Mildtätigkeit, die man ausübte, weil man sich sittlich dazu verpflichtet fühlte, nicht aber weil der Bedürftige von sich aus a priori darauf ein menschliches Recht hätte anmelden dürfen. Die Weber ihrerseits sahen an diesem Stand der Dinge nichts Ungerech-

tes, vielmehr hielten sie die gegebene Ordnung für gottgewollt und wagten es auch nicht im entferntesten, darüber irgendwelche Zweifel aufkommen zu lassen. Es gab nun einmal Reiche und Arme, Unabhängige und Abhängige — etwas anderes zu verlangen wäre in ihren Augen wohl schon beinahe einer Blasphemie gleichgekommen. Der vom deutschen Soziologen Max Weber festgestellte Zusammenhang zwischen gewissen Formen protestantischer Religiosität und patriarchalisch-kapitalistischer Gesinnung leuchtet hier beispielhaft auf. Auf dem Tüchtigen und Arrivierten ruht Gottes Segen, den Zukurzgekommenen bleibt nur der Trost auf die Unerschöpflichkeit der göttlichen Gnade. Das Ethos des patriarchalischen Arbeitgebers wich nun unter dem Einfluss des kapitalistischen Gewinnstrebens dem kühlen Kriterium der Rentabilität, aus dem arbeitnehmenden Menschen wurde ein Faktor in der Bilanz. Um die Gewinne aus den bedrohten Plattstichartikeln wenigstens halten zu können, nahmen die Fabrikanten Lohnreduktionen vor oder drosselten die Produktion. Aus diesem Grunde vermochten die gnädigen Almosen der Arbeitgeber, sofern überhaupt noch vorhanden, gegen das wachsende Elend nichts mehr auszurichten, ja sie wirkten vielmehr wie ein Hohn auf jede Menschlichkeit.

Dieser Prozess fiel zusammen mit den ersten Organisationsversuchen der schweizerischen Arbeiterschaft. Weber und Arbeitgeber standen den Zeiterscheinungen völlig hilflos gegenüber. Die sogenannte «Arbeiterfrage» wurde zwar zum vieldiskutierten Thema, aber man war nicht in der Lage, annehmbare Lösungen zu finden, die mehr wert gewesen wären als «Doktorgutteren in einen verdorbenen Magen», wie ein Zeitungsschreiber meinte. Die anfängliche Toleranz des appenzellischen Bürgertums gegenüber den Anliegen der Arbeiterschaft verwandelte sich schnell in eine entschiedene Gegnerschaft, als 1871 von St. Gallen aus die Welle der Unrast nach Herisau hinübergriff. Streikende St. Galler Arbeiter waren hinter wehenden roten Fahnen zur Verbrüderung mit ihren Kollegen nach dem ausserrhodischen Hauptort gezogen und hatten dort zum Entsetzen der Bürger die verwerfliche Klassenkampfparole propagiert. Schon glaubten einige aufgeregte Gemüter, den Pulverdampf der Revolution zu riechen, und fürchteten um Ruhe und Ordnung. In der Folge kam tatsächlich ein Erwachen über die Herisauer Arbeiterschaft, so dass sie beschlossen, zur Selbsthilfe zu greifen und einen Weberverein zu gründen. Weil alsbald die wildesten Gerüchte über die Absichten dieser Organisation kursierten, wandten sich die Weber mit folgender Erklärung an die Öffentlichkeit: «Wir arbeiten vom Morgen früh bis zum Abend spät und verdienen kaum so viel, dass wir uns kümmerlich nähren können. Wir sollen als redliche Bürger unsere Pflichten erfüllen; wir schwören an der Landsgemeinde unter

Gottes freiem Himmel, dass wir das Wohl des Landes schützen und schirmen wollen; ruft die Trommel uns zur Fahne, zum Schutze für unser Vaterland, so verlassen wir Weib und Kind; sind wir zu alt oder zu gebrechlich, so schicken wir unsere Söhne; alles, was pflichtig, folgt dem Rufe ohne Murren. Zwar gehört ein grosser Teil unserer Bevölkerung dem Weberstande an und hat, ohne die Ordnung zu stören, ruhig und geduldig auf bessere Zeiten geharrt. Wir hoffen nun, unser Zweck werde in dieser Weise nicht als revolutionäres Begehren betrachtet werden können, und jeder ehrliche Bürger werde uns in unserem gewiss gerechten Verlangen unterstützen. Es will ja jeder Professionist gehörig bezahlt sein, und ohne Verbesserung des Lohnes können wir Weber nicht einmal mehr das Notdürftigste bezahlen. Darum werden wir uns vereinigen zu einem festen Arbeiterbunde und hoffen, dass wir gross und stark werden zum Nutzen und Frommen des Landes.» Leider fruchtete der Wille, durch die Kundgebung patriotischer Solidarität die aufgeschreckte Bevölkerung und insbesondere die Fabrikanten zu beruhigen, wenig. Man traute dem «ominösen» Verein um so weniger über den Weg, als die schweizerische Arbeiterpresse die appenzellischen Genossen in ihrem Unternehmen kräftig unterstützte und den Bürgern gehörig den Wind um die Ohren blies: «So wäre also die Arbeiterpest auch im Appenzellerland ausgebrochen. Unerhört! Schauderhaft! Grässlich! 's ist recht, dass diese Pestbeule zum Ausbruch gekommen ist.» Es gelang den Webern nicht, durch die Demonstration ihrer vaterländischen Einstellung die Fabrikanten zu einem Entgegenkommen in der Lohnfrage zu bewegen. Entsetzt wiesen die Arbeitgeber das Angebot, die brennenden Probleme in gemeinsamer Arbeit zu lösen, zurück und beharrten auch auf ihrem Standpunkt, als die Weber drohten, falls die Fabrikanten kein Verständnis zeigten, sich der vom Bürgertum so gefürchteten Internationalen Arbeiterassoziation anzuschliessen. Nachdem also die «Hoffnung auf ein günstiges Resultat ... für die Weber zu Wasser geworden», erhielten die Anhänger des scharfen Klassenkampfes und die Befürworter des Anschlusses an die Internationale Oberwasser; es kam im Weberverband zum Schisma, das schliesslich das Ende der Organisation besiegelte. Die militanteren Herisauer Weber bildeten einen eigenen Verein, der sich der Internationale anschloss, die übrigen sammelten sich in einem Kantonalverband, der weiterhin auf nationalem Boden stand und auf die Hoffnung baute, dass es doch noch einmal durch Appelle an die Vernunft und Menschlichkeit der Unternehmer möglich sein müsse, die Verhältnisse einer Besserung entgegenzuführen. Sie hatten ihr Vertrauen an die erwähnte Wirksamkeit des patriarchalischen Ethos noch nicht verloren, mit anderen Worten, die Erfordernisse der Zeit blieben ihnen verborgen. Während der national ge-

sinnte Verein langsam in die Agonie versank, erfreute sich der internationale — obwohl sein Einflussgebiet kaum über Herisau hinausreichte — eines regen Zulaufes. Immerhin wuchs aus ihm 1874 der «Allgemeine appenzellische Arbeiterbund», die erste politische Arbeiterorganisation Ausserrhodens.

Offenbar war die Zeit noch nicht reif für eine selbständige Webergewerkschaft. Wie könnte es anders sein, wo doch die im religiösen Glauben verankerte patriarchalische Gesinnung auch bei einem Grossteil der Weber unangefochten in Geltung stand. Hier stellte sich dem Organisationswillen eine Mentalität entgegen, welche die Agitatoren der modernen Arbeiterbewegung in Verzweiflung brachte. Ein Propagandist des ersten Webervereins versuchte, einen Weber zu gewinnen, der nur noch Geld besass, um zweimal am Tage Kaffee zu trinken. Wenn man nun aber glaube, so kommentierte der Agitator verbittert, der betreffende Heimarbeiter habe über die Ursachen seiner Misere nachgedacht, dann täusche man sich gründlich. Demütig habe sich dieser mit seiner Armut abgefunden und sich am Mittag neben seinem Haus in die Sonne gelegt. «Möge man nicht etwa denken, das sei Scherz, das ist bittere Wahrheit, und je grösser das Elend ist, desto üppigere Blüten treibt der selige Unverstand. Der betreffende Weber glaubt steif und fest, der Herrgott wolle es einmal so; er will dabei nichts von einem Verein oder der Gemeinde, sondern meint, der Arbeitslohn solle ausreichen. Wer seinem Arbeiter den verdienten Lohn nicht gibt, der sei ein Dieb und Mörder und werde es am jüngsten Tag zu verantworten haben, aber hier auf Erden sei nichts zu machen.» Neben dieser unheimlich anmutenden Leidensfähigkeit müssen noch andere Faktoren genannt werden, welche sich als beinahe unüberwindliche Hindernisse einer Weberorganisation in den Weg stellten. So das sprichwörtliche Misstrauen der Appenzeller gegenüber fremden Ideen — und der Gedanke der Arbeiterselbsthilfe wurde als solche angesehen — sowie die Tatsache, dass viele Heimarbeiter einen kleinen Besitz von Grund und Boden hatten, was in ihnen den Glauben stärkte, sie gehörten doch eigentlich gar nicht zum Proletariate.

An diesen ungünstigen Voraussetzungen hatte sich auch 1890 noch wenig geändert, als die appenzellischen Weber einen zweiten Organisationsversuch unternahmen: Er schlug genauso fehl wie der erste. Wenig förderlich war den beiden Verbänden auch der Umstand gewesen, dass zur Zeit ihrer Konstituierung eine tiefgreifende Krisis geherrscht hatte. Krisen waren Ansporn zur Organisation, zugleich aber auch eine Ursache für deren raschen Niedergang. Schlechter Geschäftsgang verlieh dem Widerwillen der Fabrikanten, die gestellten Lohnforderungen zu erfüllen, die gesuchte Rechtfertigung, und auf seiten der Arbeitnehmer führten die Krisen zur Zersetzung

der Solidarität und der Gewerkschaftsmoral, die die Arbeiter zu einer unverbrüchlichen Gemeinschaft zusammenschmiedet. Das Zusammengehörigkeitsgefühl geriet in solchen Zeiten um so leichter in Gefahr, als es sich bei den Heimarbeitern ja erst im Stadium der Entwicklung befand. Die Fabrikanten konnten vielfach der Versuchung, durch sogenannte Schmutzkonkurrenz sich gegenseitig zu unterbieten, nicht entgehen — und es ist verständlich, dass manche Weber unter den herrschenden Umständen bereit waren, auch für niedrigste Lohnansätze zu arbeiten. Das bisher Erörterte macht eines deutlich: Eine Weberorganisation hatte nur unter der Bedingung Erfolgsaussichten, dass es gelingen würde, an den Wurzeln jener religiösen Vorstellung zu rütteln, die eine Gesellschaftsordnung der wirtschaftlichen Ungerechtigkeit noch immer als gottgewollt beurteilte. Erst wenn die Armen davon zu überzeugen waren, dass es Gottes Wille sei, den Zustand der gedrückten Menschen aufzuheben, konnten sie ihre Passivität preisgeben. Eine Aufgabe — so scheint es uns nach dem eben Geschilderten —, die kaum zu lösen war. Das Wunder glückte jenem Manne, dessen Person nun unsere besondere Aufmerksamkeit gehört: Es war das Verdienst des Hundwiler Pfarrers Howard Eugster-Züst, die erste Heimarbeiterorganisation der Welt als erfolgreiche Gewerkschaft ins Leben gerufen zu haben.

III. Howard Eugsters Herkunft und Bildungsweg

Wer ist dieser Mann, den die Heimarbeiter später ohne Scheu als ihren «Erlöser» preisen sollten? Geboren als Sohn eines Appenzeller Textilkaufmanns am 14. November 1861 in New York, verlor er in früher Kindheit seine Eltern und wuchs zusammen mit seinem Bruder Arthur unter der umsichtigen Obhut eines Onkels und des Ortspfarrers Gottlieb Lutz in Speicher auf. Pfarrer Gottlieb Lutz gehörte der streng pietistischen und antiliberalen Richtung des evangelischen Glaubens an und erzog die beiden Knaben im Sinne eines bedingungslosen Vertrauens auf die Worte des Evangeliums. Als es Zeit war, für die aufgeweckten Brüder Howard und Arthur eine ihnen gemässe Mittelschule zu finden, fiel die Wahl auf die Berner «Lerberschule», welche der Altphilologe Theodor von Lerber 1859 ins Leben gerufen hatte mit dem Willen, dem nach seiner Meinung zersetzenden Geist des religiösen Liberalismus den Geist eines fundamentalistischen Bibelglaubens entgegenzusetzen. Ein ehemaliger «Lerberschüler» sagt über das dort herrschende Erziehungsprinzip: «Da wurde uns eingeprägt, ich möchte sagen, fast in Fleisch und Blut eingeimpft und eingegossen, dass die Bibel der absolute Massstab und die alleingültige Richtschnur für Leben und Glauben ist.» Es darf nicht verschwiegen werden, dass dieser spätpietistische Geist der Weltfeindlichkeit und Enge von problemati-

scher pädagogischer Wirkung war, insofern er den Zöglingen ein tiefes Misstrauen vor den Ansprüchen der Welt einflösste und ihnen ein Sündenbewusstsein aufdrängte, das zum ernsthaften Problem werden liess, was junge Leute sonst aus der Gegebenheit ihres Alters heraus selbstverständlich für sich fordern.

Eine hervorragende Begabung für technisch-mathematisches Denken führte Howard ursprünglich zum Plan, seine Studien am eidgenössischen Polytechnikum fortzusetzen, doch reifte in ihm langsam die Einsicht, dass er als Theologe doch am fruchtbarsten im Dienste Gottes wirken konnte, denn wie aus seinem Tagebuch zu erfahren ist, stand es ihm schon seit seinem 16. Lebensjahr klar vor Augen: Sein Ziel sei es, eine feste Position im Dienste Gottes zu erlangen. Nachdem er sich die nötigen Kenntnisse in den alten Sprachen erworben hatte, immatrikulierte er sich zusammen mit seinem Bruder an der Universität Neuenburg, die er bereits nach einem Semester wieder verliess, um sich als Student der Theologie in der ehrwürdigen Humanistenstadt Basel niederzulassen. Der pietistisch gesinnte Howard konnte sich mit der damals in hoher Blüte stehenden kritisch-liberalen Theologie gar nicht befreunden, und 1885 äusserte er sich enttäuscht in seinem Tagebuch: «Es scheint mir, die heutige Theologie beschäftigt sich viel mehr mit historischen und philologischen Untersuchungen als mit Theologie. Die grossen Taten Gottes im Alten und Neuen Testament werden nicht erkannt, oder man wird wenigstens nicht darauf aufmerksam gemacht.» Dieses Urteil über die akademische Theologie hat Howard Eugster später wesentlich modifiziert — ein Misstrauen ihr gegenüber bewahrte er sich durch sein ganzes Leben. Entscheidend für die Horizonterweiterung wirkte sich ein zwei Semester dauernder Studienaufenthalt in Berlin aus. Allmählich entfernte er sich von jener pietistischen Intoleranz, die jede wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Worte Gottes als Blendwerk des Teufels verdammte. Ohne an seinem positiven Glauben Schaden zu leiden, lernte er die wissenschaftlichen Leistungen der Reformtheologie schätzen, ja sogar das Schreckgespenst aller orthodoxen Protestanten, David Friedrich Strauss, rang ihm Respekt ab. Von besonderer Bedeutung für ihn wurde die Bekanntschaft mit dem Hofprediger und Gründer der christlich-sozialen Arbeiterpartei, Adolf Stöcker. Dank der Vermittlung seines einflussreichen Onkels, des Kaufmanns Jakob Steiger-Meyer, fand der Appenzeller Student Zugang zum engsten Kreis um Stöcker und wurde so mit den sozialen Problemen der Zeit bekannt. Howard Eugster blieb Stöcker stets dafür dankbar, dass er ihm die Augen für das Massenelend der Arbeiterschaft geöffnet hatte, der penetrante Nationalismus und lautstarke Antisemitismus des Hofpredigers indessen erweckte seine spontane Abscheu.

Solange in ihm die pietistische Erziehung nachgewirkt hatte, stand im Zentrum seines Christentums die Frage nach der Rechtgläubigkeit. Indem er die Wahrhaftigkeit eines Christen von dem bedingungslosen Fürwahrhalten überlieferter Glaubenssätze und biblischer Aussagen abhängig machte, galten ihm alle sogenannten Reformtheologen als Ungläubige. Nach der Entdeckung der sozialen Frage nahm er eine gänzlich andere Haltung ein. Es erschien ihm nun töricht, ja sektiererisch, die Christlichkeit eines Christen nach dessen Stellung zu bestimmten Lehrsätzen zu beurteilen. Wie sich ein Christ angesichts der sozialen Not verhalte, ob sie ihn gleichgültig lasse oder ob er sich betroffen fühle, das wurde ihm nun zum Kriterium wahrhafter christlicher Existenz.

Solcherart gewandelte Gesinnung bot den Gedanken jenes Mannes fruchtbaren Boden, ohne die das Lebenswerk des «Weberpfarrers» nicht zustande gekommen wäre. Wir sprechen von Christoph Blumhardt dem jüngeren (1842—1919), einer der originellsten und einflussreichsten Persönlichkeiten der deutschen Geistesgeschichte der Jahrhundertwende. Bad Boll, die Wohn- und Wirkungsstätte Blumhardts, war Zentrum einer Bewegung von Frauen und Männern, deren Denken und Trachten sich ausschliesslich an der Hoffnung auf das Reich Gottes orientierte. Die meisten massgebenden protestantischen Theologen unseres Landes waren für längere oder kürzere Zeit mit Blumhardt in Verbindung gestanden und haben von diesem eigenwilligen schwäbischen Pfarrer wesentliche Anregungen empfangen. Nur einige leuchtende Namen seien hier erwähnt: Leonhard Ragaz, Hermann Kutter, Karl Barth, Eduard Thurneysen und Emil Brunner.

Der Onkel und spätere Schwiegervater Eugsters, J. C. Züst, hatte dem Theologiestudenten, der mit der Universitätstheologie nicht so ganz zurecht kam, angeraten, sich mit dem württembergischen Gottesmann auszusprechen. Zusammen mit einem Kommilitonen suchte er 1885 Blumhardt in Bad Boll auf. Über das Resultat dieser Begegnung lesen wir in seinem Tagebuch: «Viele Dinge erscheinen mir in anderm Lichte, namentlich ist meine Stellung zur Welt eine andere geworden. Es kommt mir vor, wie wenn ein Bann von mir weggenommen und als ob meine Seele frei atmete.» Es war keine neue Lehre, die sein Denken in eine andere Richtung zwang und ihm ein unverlierbares weltanschauliches Fundament verschaffte. Auch auf der Hochschule hatte er vom Reiche Gottes gehört, aber der Professoren Reden erschienen ihm als trocken und blutleer. Was er aus ihrem Munde vernahm, sprach nur den Intellekt an und liess die Seele ohne Nahrung. Anders bei Blumhardt: Hier verwandelte eine existentiell ausgerichtete Verkündigung die Botschaft vom Reiche des Friedens und der Gerechtigkeit in lebendige, geisterfüllte Reali-

tät. Weil Eugster in Blumhardt mehr als eine bedeutende religiöse Persönlichkeit erblickte — er war für ihn ein Prophet, den Gott beauftragt hatte, unserer Zeit die alte Botschaft neu zu verkünden —, fühlte er sich unverbrüchlich an ihn gebunden, und es wäre ihm nie eingefallen, an den Gedanken seines Mentors zu zweifeln oder sie gar zu kritisieren. Der Appell Blumhardts an die Menschen, aktiv an der Verwirklichung des Reiches Gottes mitzuarbeiten, den Glauben durch die Tat in der Welt draussen zu bezeugen, riss ihn endgültig aus der quietistischen und subjektiven Frömmigkeit des Pietismus heraus. Dieser kümmerte sich ja nur um das Heil des einzelnen und vermeinte, dieses zu erreichen durch blosse Einhaltung bestimmter Glaubensregeln.

Bis zum Tode Blumhardts im Jahre 1919 weilte Eugster über fünfzigmal in Bad Boll und holte sich dort Rat und Kraft für seine Arbeiten und Pläne. Mit einer bewundernswerten Sicherheit nahm er nun seinen weiteren Lebensweg unter die Füsse und steuerte ohne Schwanken seinem Ziele zu. Das Motto seiner Lebensarbeit klingt in folgender Tagebuchaufzeichnung von 1885 an: «Darum sehe ich diejenigen Christen als die besten an, die in der Welt sind, aber nicht von der Welt.» Als Diener Christi kämpfte er an seinem Platz für den Durchbruch des göttlichen Geistes in der Welt; um dieses Zieles willen stellte er seine Person hintan, opferte die privaten Wünsche und war unermüdlich, durch Werke der Menschenliebe die Hoffnung auf das Reich Gottes zum hellsten Aufleuchten zu bringen.

IV. Vom Seelsorger zum aktiven Sozialisten

Nach bestandener Konkordatsprüfung nahm Howard Eugster 1887 einen Ruf nach Hundwil an; sein Bruder Arthur wurde nach Reute gewählt. Bevor der junge Pfarrer sein Amt antrat, schloss er den Ehebund mit Anna Züst aus Heiden, Tochter aus einer hochkultivierten pietistischen Familie, die einige profilierte Lokalpolitiker hervorgebracht hatte. Es ist ihm nach seiner Begegnung mit Blumhardt nicht leichtgefallen, die Funktion eines besoldeten Kirchendieners zu übernehmen. Seines Mentors kritische Haltung gegenüber dem institutionalisierten Christentum wurde auch seine: «Diese Welt der Kirche und Religion verfolgt die Wahrheit heute noch wie ehemals, ist sie doch nur ein Nachbild der jüdischen Templerei!» Dieses Urteil, obwohl hart, bedeutet gewiss keine Verdammung. Ihm war klar, dass es letztlich nicht auf das Amt als solches ankomme, sondern auf den Geist der Persönlichkeit, die es ausfülle. In einem Brief an einen Freund schrieb er darüber: «Die Position des Pfarrers soll nicht die kirchliche oder religiöse sein. Ich nehme an, sie soll die eines Dieners und Nachfolgers Christi sein.» Wer mit einer solchen Einstellung ein Pfarramt antritt, wird auch in einer kleinen

Landgemeinde kaum ein idyllisches Leben führen können. Sein wacher Geist offenbarte Howard Eugster ernste Probleme und drängende Aufgaben allerorten, so dass er sich der Verpflichtungen bald nicht mehr zu erwehren wusste und eine Arbeitslast zu bewältigen hatte, die weit über das hinausreichte, was man füglich von einem Pfarrer verlangen konnte. Besonders hervorgehoben zu werden verdient sein Interesse an schulischen Fragen und sein Einsatz für die Armenpflege und die Ausbildung taubstummer Kinder, zugunsten der Gemeindekrankenpflege und der Erwachsenenbildung. Im Bestreben, den Unbemittelten und Ratlosen beizustehen, fand Howard Eugster eine starke Stütze in seiner Frau, die sich unter anderem mit grosser Hingabe des Kost- und Pflegekinderwesens annahm. Dessen Ausbau im Kanton ist recht eigentlich ihr Verdienst. Seit 1895 rückte die soziale Tätigkeit in den Mittelpunkt seines Interesses, und das Pfarramt, als reines Predigeramt, verlor zusehends an Bedeutung. Gleichzeitig mit Blumhardt durchlief er eine Entwicklung, deren Endstation die vollständige Solidarisierung mit den Entrechteten und Armen war. Ein erschreckendes Mass von Not und Elend bei den Kleinbauern und Heimarbeitern breitete sich vor seinen Augen aus. Damals waren gerade Bestrebungen im Gange zur Verbesserung der Bewirtschaftung appenzellischer Klein- und Kleinstbauernbetriebe. Zäh klebten die Bauern am Althergebrachten und wollten nicht glauben, dass man vielleicht doch seit der Zeit der Grossväter einiges hinzugelernt hatte. Überdies hatten sie die Sorgen um das tägliche Brot geistig etwas eingeschränkt, so dass sie nicht in der Lage waren, sich selbst zu helfen. Hier fand der Hundwiler Pfarrer sein erstes umfassendes soziales Tätigkeitsfeld: Mit viel Eifer oblag er dem Studium landwirtschaftlicher Fragen. Es glückte ihm, die Bauern vom Nutzen genossenschaftlicher Organisationen zu überzeugen, von ihm ging die Initiative zur Gründung eines Viehveredlungsvereins aus, und 1900 griff er mit grosser Sachkenntnis in die Diskussion um die Verbesserung der Viehversicherung ein. Ein weiteres Mittel zur Hebung des heruntergekommenen Bauernstandes erkannte er in der Bodenverbesserung, weshalb er nachdrücklich eintrat für eine Änderung der diesbezüglichen Gesetzesbestimmungen. Auch in der Bearbeitung all dieser wichtigen Fragen liess er sich vom reifen Geiste Blumhardts leiten. Dessen Ratschläge sollten durch die Aktivität des Hundwiler Pfarrers noch zu ungeahnt segensreicher Auswirkung kommen.

Mit Scharfsicht erkannte Eugster die Zusammenhänge zwischen der wirtschaftlichen Not und der geistigen Beschränktheit. Weshalb stimmten die appenzellischen Kleinbauern so stur an jeder Landsgemeinde gegen fortschrittliche Gesetzesentwürfe? Sie befürchten, dass jedes neue Gesetz neue Steuerlasten bringe. Die Eröffnungsrede,

die er anlässlich der Gründung der landwirtschaftlichen Genossenschaft «Äschen» in Hundwil hielt, legt die Vermutung nahe, dass offenbar einige Gemeindeglieder sich mit der für einen Pfarrer doch etwas ungewöhnlichen Tätigkeit nicht so recht befreunden konnten. Nachdrücklich weist er die Bauern darauf hin, dass es mit dem Glauben allein nicht getan sei; wer sich nur auf Tröstungen verlasse, hänge einer falschen Religion an: «Die Religion ist etwas Herrliches, aber man darf kein Schlaraffenland daraus machen. Man darf nicht denken, es kommt doch wie es kommen muss, ob ich dies tue oder jenes. Unsere Kraft und unser Verstand, die wir haben, sind auch von Gott, und beides ist uns gegeben, dass wir's brauchen. Alles regt und bewegt sich in der Welt, auch der Landwirt muss sich regen.» Mit diesen Worten hat er sein Glaubensbekenntnis auf die kürzeste Formel gebracht, und weil es ihm nicht genügte, Erkenntnis nur zu besitzen, sondern weil er sie auch zur Wirksamkeit bringen wollte, stand nun die Richtung seiner weiteren Entwicklung fest.

Im Jahre 1899 tat Blumhardt einen folgenschweren Schritt: Er solidarisierte sich mit der kämpfenden Arbeiterschaft und trat bald darauf zur Sozialdemokratie über. Seine Entscheidung erregte auch in unserem Lande ungeheures Aufsehen, die Skala der Reaktionen reichte von der schärfsten Entrüstung bis zum überschwänglichen Lob. Viele Anhänger fielen von ihm ab und bewiesen damit, dass sie ihn nie verstanden hatten. Der Skandal war da: Ein einflussreicher und frommer Mann machte gemeinsame Sache mit diesen gottesleugnerischen und umstürzlerischen Sozialisten! Ungeheuerlich! Weder Blumhardt noch Eugster waren von diesen Rückwirkungen überrascht, sie bestätigten nur ihr Urteil über die Kirche. Hier entlarve sich die Kirche selbst als Organisation der Herrschenden und enthülle ungewollt ihre Affinität zu den staatlichen und wirtschaftlichen Machtstrukturen.

Blumhardt vernahm aus den modernen sozialen Bewegungen den Aufschrei der Massen nach dem von Gott verheissenen Reich des Friedens und der Gerechtigkeit. Die Strömungen des Sozialismus in all ihrer Vielfalt — mochten sie nach aussen ein noch so abschreckendes, ja unchristliches Gesicht zeigen — standen ihm im Dienste des göttlichen Willens. «Wie kannst du hoch und religiös sein, wenn du gut issest und nicht an deine Nebenmenschen denkst, die im Hunger sind . . . Gerade die sogenannten gottlosen Menschen schaffen und arbeiten oft im Weinberg — sie sind nicht kirchlich und tun, als ob sie keine Religion hätten, aber ist das keine Religion und nicht gebetet, wenn man sich darum bemüht, dass der Mensch zu seinem Rechte kommt?» fragte Blumhardt. Den Kirchenchristen fliessen wohl fromme Worte von den Lippen, aber es folgen keine Taten; die Sozialisten hingegen kämpfen, ohne sich dessen bewusst zu sein, auf

der Seite Gottes gegen Unrecht und gegen die Schändung der Menschen. Die Kirche habe es sich selbst zuzuschreiben, wenn die Massen von ihr abfallen, denn sie biete den Hungernden nur schöne Worte, aber kein Brot. Man mache es sich zu leicht, dem Sozialismus materialistische Einstellung vorzuwerfen, wenn dieser Materialismus nichts anderes erstrebe als die Stillung der leiblichen Bedürfnisse der Menschen. Dieser Materialismus, der nun für den Menschen fordere, was dem Menschen gehöre, stehe hoch über jenem Kult, der Leib und Seele getrennt habe, um die Aufmerksamkeit der Massen auf den Geist zu lenken, damit unterdessen einige wenige ungestört irdische Güter zusammenraffen könnten. Es koste die Kirche wenig, unverbindliche Tröstungen auf ein besseres Jenseits unter den Menschen zu verteilen. Eugsters Zorn erregte besonders Professor Conrad von Orelli, der im «Kirchenfreund» mit Blumhardt scharf ins Gericht gegangen war und ihm gar Mangel an sittlicher Urteilskraft vorgeworfen hatte. Diese beleidigende Polemik verzieh er seinem Lehrer nie. Aus Protest verliess er den «Evangelisch-kirchlichen Verein», das Sammelbecken der orthodoxen und antireformerischen Protestanten. Damit hatte er auch äusserlich dokumentiert, dass seine Vorstellungen mit denen des Pietismus nicht mehr harmonierten. Entschlossen stellte er sich hinter Blumhardt und verteidigte ihn ruhig gegen dumme Vorwürfe und bösartige Angriffe: «Es gibt eben Leute, die können es nicht lassen, in alle Dinge hineinzuschwatzen, selbst in solche, die sie nicht verstehen. Sie sind nicht imstande, Blumhardt gewähren zu lassen. Was mit ihrem spiessbürgerlichen Zopf nicht übereinstimmt, das wird unbarmherzig verdammt.»

Wenn Howard Eugster seinem Mentor in dieser wichtigen Entscheidung nachfolgte, so hat er es nicht in blinder Gefolgschaft getan, sondern war dahin geführt worden durch einen bewussten eigenen Entschluss, der unter anderem das Resultat vorurteilsfreier Beobachtung der bestehenden Verhältnisse und das eingehende Studium sozialtheoretischer Literatur war. Das Bekenntnis zur Sozialdemokratie fand seinen Niederschlag in den Artikeln, die er für das «Appenzeller Sonntagsblatt» und für die «Appenzellischen Jahrbücher» verfasste. In der Chronik des Jahrbuches, die er seit 1894 betreute, setzte er sich im Jahre 1900 engagiert mit den sozialen Bewegungen auseinander und interpretierte sie als folgerichtige Fortsetzung *jener* geschichtlichen Entwicklung, die Christus durch sein Wirken in Bewegung gebracht habe. Wir müssten endlich, so lautet seine Forderung, die Emanzipation der Massen als berechtigt, ja notwendig anerkennen. «Die Geschichte lehrt, dass der Mensch aus der Geschichte nichts lernt. Die Geldaristokratie hält mit derselben Blindheit wie die Geburtsaristokratie an ihren Vorrechten fest, verschliesst sich gegen eine friedliche Lösung, expropriiert die

Massen und lässt es auf eine gewaltsame Expropriation ankommen, nachgebend, wenn es zu spät ist wie Ludwig XVI. und die 13 Orte der Eidgenossenschaft. Will man mit Gewalt eine zweite Reaktion?» Solche Töne im «Appenzellischen Jahrbuch» scheuchten bürgerlich Gesinnte auf, und Arthur Eugster, der ja einer der bedeutendsten Politiker des schweizerischen Bürgertums werden sollte, war zutiefst erschrocken über den Weg, den sein Bruder zu gehen im Begriffe war. Arthur konnte und wollte die soziale Bewegung nicht mit Christus identifizieren. Für ihn bildeten die sozialen Postulate Jesu nur einen Teil der Botschaft, für Howard hingegen stellten sie den Kern dar. Damit waren die Standpunkte bezogen, jeder liess den anderen gewähren, aber in der politischen Praxis sollte ihre gegensätzliche Einstellung nicht selten hart aufeinanderprallen.

Über die Schriften des deutschen Sozialisten Franz Mehring wurde Howard Eugster zu Karl Marx geführt, der für ihn zweifellos eine der bedeutungsvollsten Entdeckungen in seinem Leben war. Marx und Engels erschienen ihm wie «Propheten» und das «Kommunistische Manifest» als eine «glänzende Leistung». In origineller und eigenwilliger Weise verband Eugster den marxistischen Sozialismus mit der Reichs-Gottes-Hoffnung — die Synthese besitzt überzeugende Kraft. Marxens radikale Zielsetzung der gesellschaftlichen Erneuerung von Grund auf, fand seine vorbehaltlose Zustimmung. Er bemerkte einmal dazu: «Unsere gesellschaftliche Ordnung ist ganz durchdrungen von den Mächten der Zerstörung, ein Turm voll Rissen, faulen Steinen und schlechtem Mörtel, und sie wird zusammenbrechen, weil sie ein Menschen- und kein Gottesbau ist.» Obwohl er in der Auseinandersetzung mit Marx seinen eigenen sozialistischen Standpunkt fand, wäre es verfehlt, ihn als Marxisten zu betrachten. Er liess sich wohl von dem einflussreichen Philosophen des 19. Jahrhunderts anregen, bewahrte dabei aber stets sein eigenes Urteil. Die Lehren des Marxismus nahm er unter die Lupe und setzte unbarmherzig den Hebel der Kritik dort an, wo er glaubte, der grosse Sozialtheoretiker verlasse den sicheren Boden der Wissenschaftlichkeit und überlasse sich hemmungslos der philosophischen Spekulation.

Die Idee von der Entwicklung der Menschheit zu höheren Formen des gesellschaftlichen Daseins galt auch für ihn, jedoch mit dem grossen Unterschied, dass er diese nicht als rein geschichtsimmanenten, sondern als einen von der transzendenten Macht Gottes in Bewegung gesetzten Prozess verstand. Die Geschichte erreichte ihr Ziel nur, wenn der Mensch als Teilhaber an der Schöpfung Gottes die Bewegung zur Erlösung hin durch Taten fördere. Ein Strom vom Himmel und ein Strom von der Erde müssen sich treffen. Während der dialektische Geschichtsablauf der menschlichen Freiheit nur

geringen Platz einräumt, hält Eugster an der geschichtsbildenden Freiheit des Menschen fest und erklärt die Fehlentwicklungen und Sackgassen in der Geschichte als Folge der menschlichen Selbstüberheblichkeit, die alles aus eigener Kraft schaffen wolle. Nach ihm ist es die fehlende Bereitschaft, auf Gottes Plan einzugehen, die uns auf den Weg des Unheils führe. Sobald die Menschen auf Gottes Befehle hören, könne das Werk der Erlösung Gestalt gewinnen. Die Separation von Gott habe zur Entstehung der Klassen geführt, zur Bildung einer Schicht der Besitzenden, die die grosse Masse der Besitzlosen unterdrücke und ausbeute. Dass es den Klassenkampf gebe, darüber bestand für ihn nicht der geringste Zweifel, jedoch wandelte er diesen Begriff in besonderer Weise ab. Während Marx die Auseinandersetzung zwischen den Klassen zu einem Kampf auf Leben und Tod, auf Sieg oder Untergang zugespitzt hatte, nahm ihm Eugster dieses negative Vorzeichen, indem er ihn nicht in erster Linie als Kampf *gegen* die Besitzenden, sondern als solchen *für* die Rechte der Arbeiterschaft auffasste. Der totale Krieg gilt also nicht Menschen, sondern einer Gesinnung, der Gesinnung des Mammonismus, das heisst der schrankenlosen Geld- und Besitzesgier. Der Klassenkampf sollte *alle* Menschen befreien aus den Krallen dieses molochischen Ungeistes und sie dem Geiste des Friedens und der Humanität zuführen. Es ist deshalb verständlich, dass er dem Revolutionsgedanken keine Sympathie entgegenbringen konnte. Gewalttätige Revolutionen schaffen keine gerechten Zustände, sondern kehren die alten Herrschaftsverhältnisse nur um, machen den Knecht zum Herrn und den Herrn zum Knecht. Ihre Ergebnisse bilden regelmässig den Ausgangspunkt zu neuem Unrecht und damit zu neuer Empörung; ein Circulus vitiosus, dem zu entfliehen uns nie gelinge. Es nütze wenig, die gesellschaftlichen Verhältnisse gewaltsam ändern zu wollen, dies gerate nur unter der Voraussetzung einer inneren Wandlung der Menschen, einer «Revolution der Herzen», wie er es bezeichnete. Er kehrte also das vulgärmarxistische Dogma von der Abhängigkeit des Bewusstseins vom Sein um.

Auch wenn Marx in geradezu unwirscher Polemik jeden Gedanken an eine Transzendenz von sich gewiesen hatte, so gestand ihm doch Eugster das Verdienst zu, in der Hoffnung auf eine klassenlose Gesellschaft eine Vision philosophisch formuliert zu haben, die durchaus in der Tradition der alttestamentlichen Propheten stehe. Trotzdem, Eugster war sich klar: «In Marx allein liegt das Heil nicht.»

V. Die Gründung des Appenzellischen Weberverbandes

Als sich 1899 die appenzellischen Eisengarnweber * im Lohnkampf befanden, konnte sich der Hundwiler Pfarrer nicht mehr mit Predi-

* Die Eisengarnweber stellen Plattstichartikel mit Seidenmustern her

gen begnügen, es drängte ihn zur Tat. Später schrieb er darüber, dass die demütigende Behandlung der Weber durch ihre Fabrikanten ihn als Christen einfach verpflichtet habe, ihnen Hilfe zu leisten. Denn diese Herren, stellte er empört fest, gingen in ihrer grossen Mehrheit mit ihren Webern um, wie sie wollten, und könnten dies eben dank ihrer überlegenen Bildung und ihrem Gelde leicht tun. Diese Überlegenheit nützten die Arbeitgeber schamlos aus — und die Weber? «Sie», stellte er nüchtern fest, «lassen sich geduldig scheren, weil sie nicht merken, wie stark sie durch festes Zusammenhalten sein könnten.» Eugster fasste den Entschluss, die gedrückten Weber zu sammeln, denn sie bedurften einer starken Persönlichkeit, die ihre Sache zielbewusst an die Hand nahm und sie entschlossen vertrat. Weil er ohne jede Erfahrung in der gewerkschaftlichen Arbeit war, trat er in Kontakt mit einigen erfahrenen Arbeiterführern aus dem Kanton, die dann seine engsten und zuverlässigsten Mitarbeiter bleiben sollten: Kantonsrat Konrad Schrämmli, der Herisauer Arzt Dr. Hertz und der nachmalige Untersuchungsrichter Konrad Oertle. Am 11. Februar 1900 setzten sich die interessierten Männer im Gasthaus zur «Harmonie» in Hundwil zusammen und besprachen die ersten Schritte. Man konnte nicht gerade behaupten, dass die Versammelten von einem grenzenlosen Optimismus beseelt gewesen wären. Angesichts der beiden gescheiterten Organisationsversuche gab einer von ihnen auch einem neuen Verband keine Chance und fand: «In den Webkellern sind Leute, die bringt man nicht herbei, wenn man ihnen selbst einen Strick um den Hals binden würde. Sie sind nicht intelligent, sie erstreben kein höheres Ziel. Sie sind mit ihrem Los zufrieden. Sie haben dreimal Kaffee des Tages, und bei dieser Nahrung kann man nicht mehr Verstand erwarten.» Aber gegen diese Stimmung der Resignation setzte sich Eugster durch, und man beschloss unter Vermeidung jeden überstürzten Vorgehens, den Plan mit grösster Behutsamkeit ins Werk zu setzen. An einer weiteren Vorbesprechung nahm er grundsätzlich Stellung und umriss in wohlabgewogenen Worten die Richtlinien, nach denen man sich bei der Inangriffnahme des Planes auszurichten habe:

1. «Wenn wir in die Öffentlichkeit treten, so wird man auf uns schauen; unsere Sache muss der Kritik standhalten. Gegenüber den Fabrikanten wollen wir energisch auftreten, dabei aber Grobheit und ungerechte Ansprüche vermeiden. Mit den sozialistischen Bestrebungen soll die Menschenwürde hochgehalten werden, die Würde eines jeden Menschen, sei er begütert oder nicht. Wir werden in den Kampf treten müssen, in den Kampf gegen den Kapitalismus; lassen wir uns in diesem Kampfe zu keinem Unrecht hinreissen, weder in Worten noch in Werken. Führen wir diesen Kampf in der Liebe. Es

steht die Macht Gottes hinter uns. Darum werden uns auch viele Menschen unterstützen. Die sozialistische Sache ist eine Sache der Völker geworden, und wir haben die Sympathie von Tausenden und Abertausenden auf unserer Seite.

2. Lasst uns mutig sein; wenn wir einen Weberverband gründen, so haben wir dazu alles Recht. Wohin wir blicken, schliessen sich die Berufsarten zusammen ... Da wird uns niemand etwas anhaben können. Oder sollte es den Webern allein verboten sein, sich zu organisieren und das zu tun, was alle Welt tut? Darum lasse sich kein Weber einschüchtern und so die Sache des Weberverbandes lächerlich machen. Nur furchtlos! Man redet heute vom Burenkrieg und sympathisiert für die Buren. Die Weber sind oft noch übler dran als die Buren. Die Arbeiterschaft wird millionenfach vergewaltigt. Seien wir sicher, dass die Sympathie auch uns zufallen werde. Nur furchtlos!

3. Lasst uns treu sein! Jetzt ist es Zeit, sich zu organisieren, jetzt, in den sogenannten guten Zeiten. In den schlechten Zeiten reissen Hass und Ungestüm den einzelnen zu ungerechten Handlungen hin. Jetzt aber kann der einzelne eher etwas erübrigen und ein Opfer bringen ... Wir haben gehört, dass schon zweimal ein Anlauf zu einem Weberverband gemacht worden ist. Wir wollen daraus lernen, dass es nötig ist, die eigenen Interessen hintanzustellen, wo es gilt, das Ganze zu fördern. Wenn wir begeistert sind, so denken wir daran, dass man vor 30 und 10 Jahren auch begeistert war, die Begeisterung ist aber bald verflogen. Zur Begeisterung müssen auch der Opfersinn und die Ausdauer kommen. Lasset uns unsere Empfindlichkeit bekämpfen und treu zusammenhalten, dann hat der Verband Bestand. Wir müssen auch Geduld haben. Es geht nicht so rasch, wie man meint. Lassen wir die Zufriedenen zufrieden sein. Wir wollen keine Unruhestifter sein. Man kann es ihnen vielleicht sagen, aber einimpfen kann man es ihnen nicht. Lieber zehn sichere, selbstbewusste und sachbewusste Mitglieder als dreissig schwankende, die der erste beste Zugwind fortbläst.»

Der erste Schritt war gut verlaufen, und Howard Eugster fasste Mut zum Weitermachen, auch wenn er sich wohl bewusst war, dass ihn Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen erwarteten. «Es ist allerdings eine Riesenarbeit, vor der ich zurückschrecken würde, wenn ich nicht wüsste, dass das Ziel im Willen Gottes liegt und eine sehr starke Macht hinter mir steht.»

Bevor der Verband offiziell gegründet war, hatten die Arbeitgeber Wind bekommen und stellten allerhand Mutmassungen an. Sie äusserten die Befürchtung, man wolle schon wieder die Arbeiter aufhetzen. Als sie gar erfuhren, dass ein Pfarrer hinter der ganzen Sache steckte, kam ihnen das ganze Unternehmen ohnehin nicht

mehr geheuer vor. Als ein Fabrikant Eugster persönlich angriff, bat er jenen um Geduld und versprach, dass mit der Zeit die Vertrauenswürdigkeit und Redlichkeit der Organisation sich schon erweisen werde. Was die Aufhetzung der Arbeiter zur Unzufriedenheit angehe, bemerkte Pfarrer Eugster: «Warum pflanzen sie selbst Unzufriedenheit? Man mache doch nicht immer den Arbeiter für seine Unzufriedenheit verantwortlich. Ich kann Sie versichern, dass man sehr viele nicht mehr unzufrieden machen muss, weil sie es schon längst sind ... Zufriedene aufhetzen ist eine Torheit ... Aber wir dürfen uns doch nicht leise davondrücken, wenn ein armer Lazarus vor der Tür liegt. Wenn auch da und dort ein Schlotter in die Genossen fährt, das schadet nichts. Seien Sie aber versichert, ein verheerender Schrecken wird daraus nicht werden.» Die Fabrikanten schenkten solchen Beteuerungen keinen Glauben und taten plötzlich, was sie bisher hartnäckig verweigert hatten: Sie erhöhten von sich aus auf den 1. Juni 1900 den Lohntarif. Aber dieses allzu durchsichtige Manöver verfing nicht mehr, es gelang ihnen nicht, den Webern, die nun entschlossen waren, sich zusammenzutun, den Wind aus den Segeln zu nehmen. Und dass die Weber sich entschlossen hatten, das bewies eindrücklich die Waldstätter Gründungsversammlung vom 24. Mai 1900. Lassen wir Eugster selbst darüber berichten: «Der Wanderer über das Hundwiler Tobel blieb einsam; nur eine Weberin holte er ein. ‚Aus der Versammlung wird, wie man prophezeit hat, nicht viel werden', sagte er zu sich selber. Da begegnete ihm weiter oben der Arzt von Urnäsch und frägt: ‚Was gibt es in Waldstatt, dass die Leute so zusammenströmen? Sie stecken dort die Köpfe aus den Fenstern und fragen: Warum laufen die Leute in den ‚Hirschen'? was ist denn los. ‚Eine Weberversammlung' war die Antwort, und erleichtert setzte der Wanderer mit seiner Begleiterin den Weg fort ... ‚Also wird es doch noch etwas werden.'» Daraus wurde tatsächlich etwas, das er sich in seinen kühnsten Plänen nicht zu erträumen gewagt hatte. Einstimmig wurde die Gründung beschlossen und Pfarrer Eugster zum Präsidenten gewählt. Er nahm das Amt nur an unter der Bedingung, es wieder verlassen zu dürfen, sobald die Organisation vollständig durchgeführt sei, aber es sollte sich erweisen, dass die Sache der Weber von seiner Person bald nicht mehr zu trennen war. Er wunderte sich, dass seine Referate, die er nun an vielen Orten zugunsten der Weberorganisation zu halten hatte, so unerwartete Erfolge einbrachten. «Ich bin nicht das, was man einen Volksredner nennt und komme mir immer so nüchtern vor, dass ich mich wundern muss über die grosse Freude so vieler einfacher Leute über den Vortrag, der so gar nicht viel mehr enthält, als was, wie mir scheint, viele andere auch denken und sagen können.» Aber wenn dieser grosse, hagere

Mann, dessen Intellektuellenhabitus so gar nicht zu dem passt, was man sich unter einem Sozialisten oder Gewerkschafter gemeinhin vorstellte, zu sprechen begann, strahlte er jene Kraft der inneren Überzeugung aus, dass jeder Weber spürte: Hier steht einer, der meint es ernst. Keinem noch so brillanten Redner wäre gelungen, was er fertigbrachte: Er vermochte die eingeschüchterten Weber vom Recht auf Selbsthilfe zu überzeugen. Das hängt wohl auch mit der Tatsache zusammen, dass er als Mann unbezweifelter positiver Gläubigkeit jene religiöse Schranke hinwegräumen konnte, welche die Weber bisher daran gehindert hatte, energisch nach Gerechtigkeit zu rufen.

Das gab einige Aufregung in den Fabrikantenkreisen, als der Weberverband Tatsache geworden war. Nur wenige Fabrikanten bedachten Eugster mit Lob, der Grossteil betrachtete die Weberorganisation nicht nur mit Befremden, sondern arbeitete ihr nach Strich und Faden entgegen. Man bedachte den Hundwiler Pfarrer aus dieser Schicht mit dem böse gemeinten Übernamen «Weberpfarrerli» — aus dem Spottnamen wurde ein Ehrenname. Hartnäckig weigerten sich die Arbeitgeber, um einer gemeinsamen Lohnkontrolle willen mit den Webern in Verhandlungen einzutreten, obwohl eine solche ja auch in ihrem Interesse gewesen wäre. Trotz aller Anfechtungen und Hindernisse gedieh der Weberverband, und es gelang ihm auch, die angestrebten Ziele zu erreichen: Die Lohnverhältnisse verbesserten sich beträchtlich, und — was vielleicht noch bedeutsamer war — die bisher unmündige Weberschaft hatte durch ihre Organisation ein Gewicht im öffentlichen Leben erlangt, ihre Stimme konnte nicht mehr einfach überhört werden. Die Fabrikanten mussten lernen, auf die Wünsche ihrer Arbeiter Rücksicht zu nehmen. Die Weber ihrerseits stärkten ihr Selbstbewusstsein und fanden den Weg hinaus aus dem unwürdigen Zustand der wirtschaftlichen und geistigen Abhängigkeit. Zum Erfolg des Weberverbandes trug dessen Verbandsorgan Wesentliches bei. Eugster wusste, dass die «Appenzellische Weber-Zeitung», deren Redaktion er übernommen hatte, den Lebensnerv der Organisation bildete. Unermüdlich war er durch dieses Medium aufklärend tätig, um all die zählebigen Vorurteile abzubauen. Ganz unten musste er hier anfangen, war doch den Heimarbeitern der Gedanke der gewerkschaftlichen Organisation so fremd wie ein «böhmisches Dorf».

VI. In Politik und Gewerkschaft

Des «Weberpfarrers» gewerkschaftliche Wirksamkeit fand ihre sinnvolle und notwendige Ergänzung in seiner politischen Tätigkeit. Er hat sich zwar nie zur Politik gedrängt — «An dem, was man Politik nennt, habe ich nie Freude gehabt und laufe dem Zeug davon,

wo ich kann» —, jedoch war es ihm bewusst, dass Gewerkschaftsarbeit ihre Fortsetzung folgerichtig in der Politik finden musste. Die Arbeiterorganisation blieb sein eigentliches Tätigkeitsfeld, und seine Politik erhielt stets von dort her ihre Richtlinien. Im Jahre 1900 wählte ihn die Gemeinde Hundwil in den Kantonsrat. Es kann nicht von ihm gesagt werden, dass er sich in den Vordergrund gedrängt hätte. Drehte sich die Diskussion um Kleinigkeiten, auferlegte er sich Schweigen. Für Dinge hingegen, die ihm wichtig erschienen, das heisst für Fragen, die das Wohl der Unterschicht betrafen, setzte er sich mit bewundernswerter Ausdauer ein. Damals erlangte er den Ruf eines gründlichen Mannes, der zäh und verbissen, fundiert und substantiell einem Fragenkomplex zu Leibe rückte. Der logischen Kraft seines Verstandes entging die Hauptsache nie. In seiner Ausführlichkeit mag er manchem Ratskollegen, der es gerne gesehen hätte, wenn man die eine oder andere Sache etwas schneller über den Leisten geschlagen hätte, auf die Nerven gegangen sein. Für die Wünsche der Arbeiterschaft und die Ideen des Sozialismus wusste er sich stets tapfer zu wehren. So legte er einen geharnischten Protest ein, als der Kantonsratspräsident 1902 den Wahlsieg der Freisinnigen in einer Rede vor dem Rat in hämischer Schadenfreude feierte. Er hatte das Wahlergebnis als Volksverdikt gegenüber denjenigen hingestellt, «welche sich berufen fühlen, beständig zum Klassenkampf zu schüren und dem Kapital den Krieg zu erklären». Mit dem Eintritt von Pfarrer Eugster in die Appenzeller Politik erhielt die dortige Sozialdemokratie, die bisher eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, Gewicht und Profil. 1903 bis 1908 beteiligte er sich zusammen mit Dr. Hertz unter dem Vorsitz von Arthur Eugster an der Revision der Kantonsverfassung. Bei dieser Gelegenheit postulierte er mit solcher Vehemenz die Aufnahme sozialer Staatsverpflichtungen in das Grundgesetz, dass sich sein Bruder verpflichtet fühlte, ihn zu bremsen: «Die Verfassung darf kein Lehrbuch sein, weder der Wissenschaft noch der Sozialpolitik ... Wir helfen gerne jederzeit mit, sozialen Postulaten Würdigung zuteil werden zu lassen, aber die Verfassung hat die Aufgabe, allgemein der Gesetzgebung auf sozialem Gebiete die Bahn zu öffnen, nicht aber eine Musterkarte von Postulaten darzubieten. Wir wollen auch aufrichtig soziale Fortschritte, ob dies etwas mehr oder weniger geräuschvoll geschehe, ist wohl mehr Sache des Temperaments und lässt keinen Schluss zu auf die Intensität der Bestrebungen.»

Auf Grund der bereits erwähnten schlechten Resultate, welche die appenzellischen Rekruten bei den sanitarischen Untersuchungen aufwiesen, reichte Eugster 1903 eine Motion ein, welche eine Untersuchung des Problems verlangte. Seine Anregung wurde aufgenommen und bildete schliesslich den unmittelbaren Anstoss zur Ent-

stehung eines Arbeiterinnenschutzgesetzes (1908) und eines Lehrlingsgesetzes (1911). An ihrer Ausarbeitung war er massgebend beteiligt, und er focht mit den Vertretern der industriellen und gewerblichen Interessen manch harten Strauss aus, wenn sie die Forderungen der Arbeiterschaft abschwächen wollten. Beinahe wäre es beim Arbeiterinnenschutzgesetz schief gegangen, aber er konnte es durch sein energisches Vorgehen retten. «Ich habe mich gewehrt ‚wie e Gluggere für d'Hüenli'.» Ohne Erfolg blieb zu seinem Bedauern der Einsatz zugunsten eines Schulgesetzes, von dem er sich inbezug auf Jugendschutz viel erhofft hätte.

Unterdessen erfuhren seine gewerkschaftlichen Unternehmungen eine gewaltige Ausdehnung. Der Stein, den er mit dem Weberverband ins Rollen gebracht hatte, löste eine Lawine aus. In der ganzen Schweiz zählten die Textilarbeiter zur untersten Schicht des Proletariates, besassen sie doch weder Solidaritätsgefühl noch Willen zur Organisation. Als Vertreter des «Appenzellischen Weberverbandes» nahm Eugster 1902 am Internationalen Textilarbeiterkongress in Zürich teil und stellte mit Beschämung fest, wie rückständig die schweizerischen Textilarbeiter im Vergleich zu ihren ausländischen Kollegen organisiert waren. Von den 140 000 Textilarbeitern unseres Landes waren nur etwa 6 000 Gewerkschaftsmitglieder, und diese verteilten sich erst noch auf sechs verschiedene Verbände, von denen jeder auf eigene Faust hantierte. Eugster lud die Vertreter der sechs Organisationen an einen Tisch, alle zeigten sich willig, eine gemeinsame schweizerische Textilarbeitergewerkschaft ins Leben zu rufen. Diesen Bestrebungen lieh Hermann Greulich, der Vater der modernen schweizerischen Arbeiterbewegung, seine wertvolle Unterstützung. Eugster wurde zum Präsidenten des ersten föderativ organisierten schweizerischen Textilarbeiterverbandes gewählt. 1908 entstand dann aus diesem lockeren Gebilde der einheitliche schweizerische Textilarbeiterverband.

Bis zum Jahre 1913 führte Howard Eugster mit Umsicht, aber zielstrebig, die Zeitung des Verbandes. Er machte sie zu einem Forum für alle Stimmen, die zum Problem der Arbeiterfrage etwas beitragen wollten, und diese Toleranz trug ihm nicht selten scharfe Kritiken von seiten der Arbeitgeber ein. Als Präsident des Textilarbeiterverbandes wartete ein gewaltiger Berg von Pflichten auf ihn — immer noch hatte er ja daneben noch sein Pfarramt auszuüben —, deren Erfüllung ein beinahe übermenschliches Mass an Zuversicht und Durchhaltevermögen erforderte. Es waren unvorstellbare zermürbende Auseinandersetzungen mit den Industriellen um Löhne und Arbeitszeit auszutragen, Auseinandersetzungen, die ihm manche bösen Worte, persönliche Beleidigungen, ja sogar Drohungen einbrachten. Ein besonders aufgebrachter Fabrikbesitzer komplimen-

tierte ihn einmal mit vorgehaltener Pistole aus dem Büro. Nicht selten griffen die erzürnten Textilarbeiter zu ihrem letzten Mittel, zum Streik, und Eugster musste dann mit viel diplomatischen Geschick die Arbeiter vor unüberlegten Schritten zurückhalten und mit den Fabrikinhabern energisch und doch nicht ohne Fingerspitzengefühl um die gerechten Forderungen der Streikenden verhandeln. Niemals hat er den Streik empfohlen, aber er erkannte in ihm doch eine Ultima ratio, wenn alle anderen Bemühungen nicht zum Ziel führten. «Warum die ewigen Streiks? Die Arbeitskraft ist eine Ware geworden. Die Streiks sind eine Weigerung, die Arbeitskraft zu dem angebotenen Preise zu verkaufen, ein Protest gegen Übelstände, wenn alle gütlichen Unterhandlungen erfolglos sind. Wird etwas erreicht? Es kommt ein Kaufmann, ein Bauer, irgendein Händler auf den Markt und offeriert seine Ware. Es wird ihm weniger geboten, als er verlangt, und er sagt: ‚Nein! Zu diesem Preis schlage ich meine Ware nicht los.' Was tut er? Er streikt. — Ein Metzger gibt bekannt: ‚Das Pfund Fleisch hat 5 Rappen aufgeschlagen.' Was tut der Metzger? Er streikt, das heisst, er schaut den Käufer mit grossen Augen an: Warum kommt du zu mir? Du bezahlst, was ich verlange, oder du kaufst das Fleisch anderswo. Soweit findet man alles in Ordnung. Nur schwer aber findet sich die heutige Gesellschaft in den Gedanken: Die Arbeitskraft ist eine Ware geworden, zu deren Verkaufspreis der Verkäufer, das heisst der Arbeiter, auch ein Wort zu sagen hat. Nach und nach wird sich freilich diese Auffassung Bahn brechen, und je schneller dies geschieht, desto schneller werden die Streiks dahin gelangen, wo sie auch die zielbewusste Arbeiterschaft zu sehen wünscht: in die Rumpelkammer.» Der Textilarbeiterpräsident liess sich durch nichts anfechten und war entschlossen, den Kampf fortzusetzen, bis nicht nur die Arbeiterorganisationen allgemein anerkannt seien, sondern auch das Ziel, dem sie zustreben: Die Hochschätzung der Menschenwürde und die Schaffung einer wirtschaftlichen Ordnung, die die Erfüllung dieser Forderung ermögliche. Diese Einstellung hat ihn immer davor bewahrt, vom Gewerkschafts- und Parteienwesen verschluckt zu werden. So naiv war er selbstverständlich nie gewesen, wie einige Kritiker ihm immer wieder vorwarfen, zu glauben, dass mit der Realisierung der sozialistischen Postulate schon das Reich Gottes auf Erden entstehe. Was die Arbeiterschaft erstrebe, bilde lediglich einen kleinen Schritt in dieser Richtung — die letzte Vollendung liege allein in der Macht und im Willen Gottes.

Mindestens so aufreibend wie die Auseinandersetzung mit den Unternehmern war der Kampf gegen die Trägheit und Schicksalsergebenheit der Textilarbeiter: «Sie ähneln den Türken, die da sagen: ‚Allah ist gross, es kommt doch, wie es kommen muss'.» Mit den

Waffen der Wortgewandtheit führte er zusammen mit seinen Freunden einen pausenlosen Kriegszug gegen diese fatalistische Mentalität.

Nach langem und ernsthaftem Ringen gab Eugster 1907 dem Drängen seiner Appenzeller Genossen nach und liess sich als Nationalratskandidat aufstellen. Die ganze Schweiz horchte auf, als es dem «Weberpfarrer» trotz des damals noch herrschenden Majorzsystems schon im ersten Wahlgang gelang, die Hürde zu nehmen.

Die beruflichen Sorgen, die er sich gemacht hatte — er war ja gezwungen, als Nationalrat sein Pfarramt aufzugeben —, lösten sich in bester Weise: Der Textilarbeiterverband stellte ihn im Hauptamt als dritten Sekretär an. «Auch Bauern haben mir gestimmt, und dass sie einem Sozialdemokraten stimmten, ist sehr bezeichnend für die politische Entwicklung in unserem Kanton»,, schrieb er Blumhardt. «Noch vor wenigen Jahren hätte man das Kreuz geschlagen, wenn man mir die Möglichkeit zugegeben hätte, dass das rote Tuch keine Wirkung mehr ausübe.» Das war ihm eine Verpflichtung, sich nicht blind an das Parteiprogramm zu klammern, sondern immer das Wohl *aller* im Auge zu behalten. Unter herzlicher Teilnahme der ganzen Gemeinde verabschiedete er sich am 28. März 1909 von Hundwil und nahm Wohnung in Speicher, im Hause zur «Röhrenbrugg», wo er seine Kindheit verbracht hatte. Auch wenn es später noch einige Male anlässlich der Wahlen zu recht heftigen Pressepolemiken kommen sollte, das Vertrauen in die Person Eugsters war so stark, dass er den Nationalratssessel bis zu seinem Todesjahr, 1932, halten konnte. Trotz seiner von der üblichen sozialdemokratischen Weltanschauung doch stark abweichenden Gesinnung fand er in der «Kapelle Greulich», wie man die sozialdemokratische Fraktion der Bundesversammlung spöttisch hiess, herzliche Aufnahme. Unter Greulich, der dem «Weberpfarrer» höchste Achtung entgegenbrachte, herrschte bei den Sozialdemokraten des Nationalrates ein Geist der Toleranz, und so kam es zu einer erspriesslichen Zusammenarbeit, die grossartige Früchte trug. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete der neue Nationalrat aus dem Appenzellerland auf die seriöse Arbeit; aus Parteiintrigen und kleinlichen Streitereien hat er sich stets herausgehalten. Ihm war jener Parlamentarierstil, der nur der Aufblähung der eigenen Partei oder gar der eigenen Person dient, zutiefst zuwider. «Die Bauchstampfereien werde ich nicht mitmachen aus dem einfachen Grunde, weil sie mir widrig sind, widrig selbst dann, wenn ich mit der Sache selbst einverstanden bin und aus der unrichtigen Form keinen Grund zur Ablehnung herleiten kann.» An ihm probierte die Politik ihre Verführungskünste vergeblich aus; er nahm es mit Gelassenheit, wenn sich die Herren Ratskollegen über Quisquilien in die Haare gerieten, viel Pulver verschossen und wenig dabei ausrichteten. Er wusste, *was* er wollte und *weshalb*

er es wollte. Bedeutende Arbeit leistete er bei der Revision des eidgenössischen Fabrikgesetzes, für den Heimarbeiterschutz und die Arbeitslosenfürsorge sowie zugunsten der Altersversicherung. Vor dem Rat und in vielen Kommissionen hat er während seiner 24 Jahre dauernden parlamentarischen Tätigkeit mit grosser Sachkenntnis zu manchen Gesetzesvorlagen Stellung genommen.

1913 würdigte ihn das Appenzellervolk einer seiner höchsten Ehren, die es zu vergeben hat; es wählte ihn in den Regierungsrat. Mehrmals wurde er auch von seinen Freunden gebeten, doch als Landammann zu kandidieren. Er aber lehnte mit der Begründung ab, dass es einem wie ihm, der eine politische Richtung vertrete, die so viele entschiedene Gegner im Lande habe, nicht gezieme, das höchste Amt zu übernehmen. Die Wahl zum Regierungsrat an der Landsgemeinde in Hundwil hatte viel Staub aufgewirbelt; es war zu einem Skandal gekommen, als auf dem Landsgemeindestuhl die gewählten Räte feierlich die Hand zum Schwur erhoben hatten, diejenige des «Weberpfarrers» aber unten geblieben war. Das war Wasser auf die Mühlen der Sozialistenfeinde! Laut verkündeten einige von ihnen, dass sich damit der «Weberpfarrer» selbst als Anhänger der Gottlosigkeit entlarvt habe. Aber diese Stimmen der aufgeregten, traditionsbewussten Appenzeller, in deren Augen seine Handlung so etwas wie eine Gotteslästerung darstellte, vermochten das Vertrauen in seine Person nicht zu erschüttern. In einer Erklärung zuhanden der Öffentlichkeit gab Eugster über die Motive seines Verhaltens Auskunft. Ein Eid sei etwas zu Ernstes, als dass man ihn durch Wiederholung entwürdigen oder zu einem folkloristischen Zierat herabwürdigen dürfe. Geschworen habe er, als er zum erstenmal als einfacher Bürger an einer Landsgemeinde teilgenommen habe, und dabei müsse es bleiben. Gerne hätte er das Erziehungsdepartement übernommen, jedoch fürchteten seine Ratskollegen den sozialistischen Einfluss auf die Schule und wiesen ihm das Gemeindewesen zu. Später übernahm er dann das Volkswirtschaftsdepartement, das ihm zur Entfaltung seiner Fähigkeiten die besten Möglichkeiten bot und ihm Gelegenheit gab, besonders während der Kriegszeit, tiefgreifender zu wirken, als es ihm in jeder anderen Stellung möglich gewesen wäre.

VII. Die Bewährung in der Krise 1914—1918

Es war für ihn keine Überraschung, als sich im August 1914 die Völker vom Hass in den Strudel des Kriegswahnsinns hinabziehen liessen. Blumhardt hatte ihn darauf vorbereitet und die Krise vorausgesehen. Es war, als ob sich durch die Unvernunft der Menschen die vorandrängende Kraft der Entwicklung angestaut hätte und nun plötzlich alle hinhaltenden Dämme überrannte, die Menschen und

ihre Einrichtungen mit sich fortreissend. Der Weltkrieg war das Gericht Gottes, das dem Neuen endlich gegen die Widerspenstigkeit der menschlichen Hybris sozusagen durch eine Eruption Bahn schaffen sollte. Innerhalb dieser Auffassung war es für Eugster müssig, nach einer politischen Antwort auf die Schuldfrage zu suchen. In seinem Verständnis war das Völkerringen der negative Auftakt zum nahe bevorstehenden Reich Gottes: «Unser Kompass weist nicht auf Krieg und Kriegsgeschrei, er weist auf den Gottesfrieden.»

Am 31. Juli 1914 erfolgte die Pikettstellung der Armee und die Einberufung der ausserordentlichen Bundesversammlung. Zum Schutze der Neutralität und der Landessicherheit übergaben die Räte dem Bundesrat unbeschränkte Vollmachten. Im Namen der Sozialdemokratischen Fraktion gab Hermann Greulich eine Erklärung ab: Die Sozialdemokratische Partei billigte die getroffenen Massnahmen, versprach die Unterstützung des Bundesrates und die Einstellung der Opposition in den wesentlichen Fragen. Es war die Geburtsstunde des sogenannten «Burgfriedens». Leider war diesem Frieden kein langes Leben beschieden; die im ersten patriotischen Gefühlsaufschwung proklamierte Volkssolidarität erhielt bald bedenkliche Risse und brach schliesslich im Landesstreik von 1918 tosend zusammen. Zur Unterstützung des Bundesrates bei der Ausübung seiner Vollmachtenregierung konstituierten sich in beiden Räten sogenannte Neutralitätskommissionen. Als Vertreter der Arbeiterschaft gehörten Greulich, Grimm und Eugster-Züst der nationalrätlichen Neutralitätskommission an. Es gab kein wichtiges innen- oder aussenpolitisches Problem, das nicht im Schosse dieser Kommission zur Behandlung gekommen wäre. So hatte der appenzellische Regierungsrat und schweizerische Textilarbeiterpräsident Gelegenheit, auf höchster Ebene den Gang der Geschehnisse in unserem Lande mitzubestimmen.

Infolge der durch den Krieg verursachten Desorientierung des wirtschaftlichen Lebens, der zunehmenden Einfuhrschwierigkeiten und des gänzlich unterentwickelten Sozialversicherungswesens litt die Arbeiterschaft unter dem Druck einer heute kaum mehr vorstellbaren Not, während auf der anderen Seite gewiegte Geschäftsleute unerhörte Kriegsgewinne scheffelten. Unter der Führung des Volkswirtschaftsdirektors Eugster war zwar in Ausserrhoden eine vorbildliche Organisation zur Sicherung der Versorgung durchgeführt worden. Eine dreiköpfige kantonale Fürsorgekommission nahm sich der im Zusammenhang mit der Kriegswirtschaft stehenden Probleme an; sie kümmerte sich um Preisregulierung, vermehrten Gemüseanbau und befasste sich mit der Unterstützung der unbemittelten Schicht. Aber Hunger und Verelendung nährten auch hier die Unzu-

friedenheit der Arbeiterschaft, die in der Folge zunehmend dem Banne radikaler Ideen verfiel. Die «Appenzeller Volkswacht», das Organ der Sozialisten, gab dieser Stimmung der Erbitterung unverhüllten Ausdruck: «Es muss endlich einmal Ernst gemacht werden damit, dass niemand aus der Not anderer sich bereichert. Oder will man wirklich noch länger der Sache ihren Lauf lassen? Wenn bis heute die appenzellische Arbeiterschaft noch nicht auf die Strasse gestiegen ist zur Demonstration gegen den Hunger, so könnte sich das noch schneller ändern, als manche denken. Schliesslich wird es auch dem Geduldigsten zuviel . . .» Eugster verstand, dass die Unzufriedenheit des Proletariats sich langsam aber sicher zur gefährlichen Wut steigern musste — er selbst prallte mit seinen Kollegen vom Regierungs- und Kantonsrat mehrmals heftig zusammen, weil er sich vollständig mit den Wünschen der Arbeiter solidarisierte und vor allem eine grosszügigere und schnellere Hilfe durch den Staat an die Bedürftigen erstrebte. Diese Übervorsichtigkeit im Geldausgeben, diesen beinahe krankhaften Hang zur Sparsamkeit, verbunden mit der Unfähigkeit, das Ausmass des Elendes zu sehen, hat ihn oft in eine verzweifelte Stimmung getrieben. In Bern wie in Herisau hat er mehrmals den Mahnfinger erhoben und vor den Folgen dieses politischen Schmalspurdenkens eindringlich gewarnt — vergeblich. So musste das Unheil seinen Lauf nehmen. Die Radikalisierung der Sozialdemokratie verschärfte sich, was besonders in der Diskussion um die Militärfrage zum Ausdruck kam. Es ging dabei nicht allein um die Frage «Landesverteidigung ja oder nein?», vielmehr erblickte das Proletariat in der Armee, mit welcher ja das Bürgertum vielfach das Vaterland schlechthin identifizierte, das verhasste Symbol einer Klassenherrschaft, das Sinnbild eines Staates, der seine Arbeiter wohl als Soldaten braucht, sie aber im übrigen ohne Gewissensbisse dem Hunger überliess, wenn die Geldinteressen der Mächtigen auf dem Spiele standen. In der Geschäftsleitung der Partei wie auch in der Fraktion führte Eugster einen hoffnungslosen Kampf gegen den unheimlich wachsenden Radikalismus, der den Antimilitarismus zum Hauptdogma des Sozialismus stempelte.

Als 1917 der Parteitag der Sozialdemokraten sich gegen die Landesverteidigung aussprach, gab Eugster zusammen mit acht weiteren sozialistischen Nationalräten eine öffentliche Erklärung ab, in welcher er sich entschieden vom Beschluss des Parteitages distanzierte. Es kam darüber in der Parteipresse zu heftigen Reaktionen. Aufgebrachte Genossen brandmarkten die neun als Abtrünnige und Verräter an der Sache des Sozialismus. Angesichts dieser Angriffe musste sich der «Weberpfarrer» die Frage stellen, ob es für ihn noch einen Sinn habe, sich weiter in der Politik zu betätigen. Doch auf

Grund der Überlegung, dass sein Rückzug der Arbeiterschaft gar nichts nützen würde, verblieb er in seinen Ämtern. Dabei war er dem Militär gegenüber grundsätzlich ablehnend eingestellt; aber er betrachtete den Zeitpunkt für einen Kampf gegen diesen nationalen Götzen als denkbar ungünstig und war zum anderen der Meinung, die Arbeiterorganisationen hätten in dieser so schweren Zeit fürwahr Wichtigeres zu tun, als sich in einen fruchtlosen Antimilitarismus hineinzusteigern.

Auch wenn sein Name ungefragt unter den Forderungskatalog des Oltener Aktionskomitees gekommen war, so stellte er sich, als der Landesstreik ausgebrochen war, ohne Einschränkung hinter die Forderungen der Arbeiterschaft. Er liess keinen Zweifel darüber aufkommen, dass die Herrschenden allein die Verantwortung für die Krisis zu tragen hätten. Das unsinnige Militäraufgebot habe ja die Streikenden zum Letzten herausfordern müssen. In aller Form legte er nach Beendigung des Streikes energischen Protest ein gegen das Aufgebot von kantonalen Truppen, das der Regierungsrat in seiner Abwesenheit und ohne sein Wissen erlassen hatte; er gab zu Protokoll: «Der Unterzeichnete sieht sich zu der Erklärung veranlasst, dass, wenn er als Mitglied des Regierungsrates bezüglich eines Aufgebotes kantonaler Truppen begrüsst worden wäre, er einer solchen Massnahme mit Entschiedenheit seine Zustimmung verweigert hätte.» Die Stimmung des Hasses, die in jenen Tagen zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum aufbrach, liess das Schlimmste befürchten. In der ausserordentlichen Bundesversammlung vom 12. November 1918 zeigte es sich, dass kein Wille zur Einigung mehr vorhanden war; es ging nur noch um die Machtfrage. Die «Appenzeller Zeitung» schrieb unter dem Titel «Biegen oder brechen»: «Die Stunde der Abrechnung hat geschlagen. Es wird sich nun erweisen, wer in der Schweiz seinen Willen diktieren kann und ob die wirkliche Macht bei der Mehrheit des Volkes liegt oder bei einer lärmenden, unverantwortlichen, mit verbrecherischen Mitteln arbeitenden Minderheit.» Zur späten Nachtstunde meldete sich Eugster in der Bundesversammlung zu Wort, um einen persönlichen Antrag vorzubringen: «Es ist eine furchtbar ernste Situation, in der wir uns befinden . . .» Der Bürgerkrieg stand drohend vor der Tür, und man war bereit, das Schreckliche auf sich zukommen zu lassen, ohne etwas dagegen zu tun. Er schlug vor, man möge eine Kommission bestellen, die nicht auseinandergehen solle, bis eine Lösung des Konfliktes gefunden sei. Aber die Stimme der Vernunft konnte sich in der tosenden Brandung des Hasses kein Gehör verschaffen; sein Antrag fand keine Gnade.

Eugsters Appell war ein eindrücklicher Beweis dafür, wie weit er sich über jeden blossen Parteistandpunkt hinausgeschwungen und

die Fähigkeit erworben hatte, die Dinge von einer höheren Warte aus zu betrachten. Äusserlich hatte er eine Niederlage eingesteckt, aber der feste Glaube, der einzig wahren und rechten Sache zu dienen, verlieh ihm die Zuversicht, dass nichts, was nach dem Willen Gottes geschehe, vergeblich sein könne. Das gab ihm den Mut zum Weitermachen.

VIII. Das letzte Lebensjahrzehnt: In der Hoffnung auf eine neue Zeit

Das letzte Lebensjahrzehnt des «Weberpfarrers» stand im dunklen Zeichen der alles überschattenden Arbeitslosennot. Obwohl der Kampf gegen das daraus wachsende Massenelend den Grossteil seiner Energie beanspruchte, fand er doch noch Zeit und Kraft, sich für eine Sache zu engagieren, die ihm zu einem innersten Anliegen geworden war. Ich meine seinen Einsatz zugunsten eines Zivildienstes für Dienstverweigerer und für den allgemeinen Abrüstungsgedanken. Um sein Plädoyer für den Zivildienst richtig einzuschätzen, müssen wir es auf dem Hintergrund seines grundsätzlichen Pazifismus betrachten. Er machte nie ein Hehl daraus, dass er einen Zivildienst als erste Etappe auf einem Wege erkannte, an dessen Ende die totale Abrüstung stehen müsse. Eine pazifistische Gesinnung war ihm schon seit langem eigen gewesen. Anlässlich der Diskussion um eine neue Militärordnung im Jahre 1907 hatte er sich unmissverständlich gegen eine schweizerische Armee, auch wenn diese nur zu Verteidigungszwecken diene, ausgesprochen. Dass er sich während der Kriegszeit gegen die antimilitaristischen Stürmer gestellt, erklärt sich allein daraus, dass er die damals angewandten Methoden als falsch und den gewählten Zeitpunkt als denkbar ungeschickt beurteilt hatte. Er konnte es nicht begreifen, dass es Sozialisten gab, die sich mit der Mehrheit des Volkes und den Behörden entzweiten und dabei eine einmalige Chance leichtfertig vertaten. Die durch den Krieg notwendig gewordene staatliche Überwachung der Wirtschaft betrachtete er als ideale Übergangsphase zum Endziel der gänzlichen Vergesellschaftlichung der Produktionsmittel. Er war der festen Überzeugung, dass eine Zusammenarbeit mit den Behörden die Möglichkeit biete, diese durch die ausserordentlichen Zeitverhältnisse erzwungene Staatswirtschaft in die Zukunft hinein weiter auszubauen. Darum seine verzweifelte Beschwörung, doch von einem fanatischen Scheuklappen-Antimilitarismus abzulassen.

Nach dem Ende des blutigen Völkerringens erachtete er den Zeitpunkt für gekommen, um gegen den Wahnsinn der Militärideologie ins Gefecht zu treten. Es sind vier grundsätzliche Überlegungen, auf die sich seine pazifistische Gesinnung stützte:

1. Unter dem Einfluss der Kriegs- und Nachkriegsereignisse mündete seine Hoffnung auf das Reich Gottes in eine brennende Nah-

erwartung. Gerade inmitten der Finsternis einer Massenverelendung infolge der Weltwirtschaftskrise leuchtete ihm das Licht der Hoffnung heller denn je, und alle Zeichen der Zeit deuteten ihm auf die unmittelbar hereinbrechende Gottesherrschaft. Aus dieser chiliastischen Erwartung heraus ist es verständlich, wenn er jene Einrichtung, die die Selbstherrlichkeit der Menschen am unverhülltesten zum Ausdruck bringt — die organisierte und befohlene Gewalt — zu allererst auf dem Schrotthaufen der Geschichte zu sehen wünschte.

2. Angesichts der weitverbreiteten Kriegsmüdigkeit der Völker vertraute er fest darauf, dass die Parole «Nie wieder Krieg!» nicht nur die Ausgeburt einer momentanen Stimmung sei, sondern der Ausdruck einer endgültigen Hinwendung der Menschen zu den Postulaten einer elementaren Vernunft.

3. Obwohl tief gläubig, wusste sich doch Howard Eugster immer einer Rationalität im besten Sinne verpflichtet. Nie hätte er allein auf Grund eines emotionellen Impulses folgenreiche Entscheidungen getroffen. Das galt auch für seine Stellung gegenüber der Militärfrage. Ebenso wie Hermann Greulich zog er aus den vielen ernüchternden Feststellungen, die höchste Offiziere über die Schlagkraft unserer Armee getroffen hatten, die logischen Konsequenzen. Wenn die Armee eines Kleinstaates selbst bei äusserster Anstrengung nie in der Lage sein werde, wirkungsvollen Widerstand zu leisten, dann sei der Wehrwille nicht weit entfernt vom Entschluss zum sinnlosen Selbstmord. 1928 schrieb er in einem Brief darüber: «Was uns 1914 bis 1918 bewahrt hat, ist vor allem ein gnädiges Geschick ... Die schweizerische Armee ist nicht mehr imstande, das Land zu verteidigen, wenn Gasangriffe kommen ... Hunderte von Millionen wären nötig, um unsere Flugzeuge in die Höhe zu bringen. Und selbst dann wäre eine Verteidigung höchst problematisch.»

4. Seine jahrelangen Erfahrungen in der Arbeiterbewegung und insbesondere die betrüblichen Ereignisse während des Landesstreikes hatten ihn ausserdem zur Erkenntnis geführt, dass unser Militär nicht in erster Linie als Werkzeug zur Verteidigung gegen aussen, sondern als Instrument zum Schutze der herrschenden Klasse diene.

Seit 1919 stimmte Nationalrat Eugster keinem Militärbudget mehr zu; hingegen unterstützte er alle parlamentarischen Vorstösse, deren Absicht es war, die Macht und den Einfluss des Militärs einzuschränken oder dem Gedanken des Friedens Verbreitung zu schaffen. 1920 nahm er sich mit viel Sympathie der Petition zweier Unteroffiziere an, die nach niederdrückenden Erfahrungen in Kriegsgefangenenlagern die vollständige Entlassung aus dem Wehrdienst wünschten. In seinem Plädoyer sprach er der Gewaltlosigkeit das Wort: «Ist das ein Verzicht auf Männlichkeit, auf die Kraft, auf den

festen Willen, die Unabhängigkeit und die Freiheit des Vaterlandes zu schützen, wenn wir einen anderen Weg einschlagen wollen als den der Gewalt?... Was wollte ein kriegsführendes Volk noch machen gegen ein anderes, das die Waffen niederlegt: Macht mit uns, was ihr wollt, wir lassen uns töten, aber wir töten nicht, wir haben genug vom Töten!» Ein Jahr darauf reichte er eine Interpellation ein, welche die Errichtung eines Zivildienstes für Dienstverweigerer forderte. Die kleine Schweiz könne sich für die Zukunft nur noch unter der Bedingung eine solide Existenzgrundlage schaffen, wenn sie alle Kräfte auf Werke der Humanität konzentriere. Während der leidenschaftlichen parlamentarischen Debatte über die Zivildienstfrage war Leonhard Ragaz mehrmals ins Visier der Militärfreunde geraten, er galt in den traditionell vaterländisch gesinnten Kreisen als böser spiritus rector aller Friedens- und Abrüstungsbewegungen in unserem Lande. Howard Eugster hat sich vorbehaltlos vor Leonhard Ragaz gestellt und energisch mit dessen Gegnern im Parlament die Klinge gekreuzt: «Wir wissen, dass der Zivildienst heute sehr viele junge, wackere, edel denkende, Land und Volk liebende Leute beschäftigt, nicht etwa deshalb, weil Herr Professor Ragaz oder die Sozialdemokraten sie dazu bestimmt haben, sondern weil ein Geist sie erfasste, wie er Professor Ragaz und die Sozialdemokraten und noch viele andere ergriffen hat.»

Leonhard Ragaz' Verteidigung durch Howard Eugster wirft die Frage auf nach dem Verhältnis des «Weberpfarrers» zur religiös-sozialen Bewegung. Obwohl sich seine sozialen Werke aus derselben Quelle nährten wie die Tätigkeit der Religiös-Sozialen, stand er diesen doch sehr kritisch gegenüber. Zu den meisten ihrer führenden Persönlichkeiten unterhielt er freundschaftliche Beziehungen; ihre Wirksamkeit an der Öffentlichkeit jedoch erregte sein Unbehagen, ja seinen Unwillen. Dieses Unbehagen wurzelt in seinem alten Misstrauen gegenüber der Theologie. Er hielt unbeirrbar daran fest, dass niemand ausser Blumhardt dazu legitimiert sei, unserer Zeit die alte frohe Botschaft Gottes zu vermitteln; die übrigen Christen hätten vor allem wieder das Horchen zu lernen. Auch Eugster war jene für alle Boller so bezeichnende Scheu eigen, über ihre innersten Glaubensüberzeugungen zu anderen zu sprechen. Wie oft glaube man, aus dem Geiste Gottes zu sprechen, obwohl man tatsächlich tief in irdisch-menschlichen Kategorien stecke. Es tat ihm weh, wenn in Konferenzen und Tagungen der Versuch unternommen wurde, das soziale Engagement der Christen mit aller Gründlichkeit und Gelehrsamkeit theologisch zu rechtfertigen. Er sah Kutter wie Ragaz als stets gefährdete Gratwanderer auf jener haarfeinen Grenze, die die Gedanken Gottes von denen der Menschen trenne. Ungeachtet der Tatsache, dass er tiefen Respekt hegte vor Ragaz' Zivilcourage, so

zitterte er doch immer ein wenig um seinen Freund. Selbst als Ragaz das Professorenkatheder verlassen hatte, glaubte ihn Eugster noch immer im verderblichen Netz der Theologie verstrickt: «Er meint es ja nicht böse, das weiss ich, aber der Professor läuft ihm immer noch nach und raunt ihm allerlei Zeug in die Ohren.»

Es war also das Wissen um die vergewaltigende Macht des Menschenwortes, die ihn davon abhielt, sich mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Sache der Religiös-Sozialen einzusetzen. Zwar erschien er einigemale in ihren Konferenzen, sprach in Diskussionen auch ein paar Worte, aber er weigerte sich standhaft, ein Referat zu übernehmen. Er war froh, sich dem Drängen Pfarrer Liechtenhans mit dem Hinweis auf die Belastung durch die gewerkschaftliche Arbeit entziehen zu können. Er war überzeugt, als Gewerkschafter mehr für die gedrückten Menschen leisten zu können denn als theoretisierender Theologe. Sein Weg führte ihn direkt und ohne Umwege vom Worte Gottes zur Tat. «Nicht an unserer Gescheitheit», bemerkte er einmal zu Pfarrer Adolf Preiswerk, «kann man sehen, dass wir Jünger Jesu sind.» Unserer Hände Arbeit fördere das Reich Gottes, nicht kluge Worte.

Bis zu seinem letzten Lebensjahr hat Howard Eugster zäh und unermüdlich als Anwalt der vernachlässigten und geschändeten Menschen härteste Arbeit für das Reich Gottes geleistet. Als Diener Christi hat er sich nicht gescheut, Aufgaben zu übernehmen, die manch anderer entweder als zu schwierig oder auch als zu geringfügig von sich gewisen hätte.

Nach einer kurzen Leidenszeit — sie war die Folge körperlicher Erschöpfung — gebot der Tod am 12. April 1932 dem rastlosen Kämpfer Ruhe. Damit war ein Leben zu Ende gegangen, das ein eindrückliches Zeugnis ablegt für die veränderte Kraft, die von einer glühenden Hoffnung auf eine bessere Welt ausgehen kann.